Missionsschule
Niesky.

An der Küste Labrador's.

von A. von Dewitz.

Niesky 1881.
Im Selbstverlag des Verfassers.
In Commission der Unitäts-Buchhandlung zu Gnadau.

ESK. 64

TANNER'S BIBLIOGRAPHY P. 844.
ITEM 224
Missionsschule
Niesky.

An der Küste Labrador's.

Oder:

Innere Mission im Gebiet der Heidenmission.

Bearbeitet nach schriftlichen Mittheilungen der Missionare
F. Rinderknecht und H. Ritter

von

A. von Dewitz,
Direktor der Missionsschule der Brüdergemeine zu Niesky.

Niesky 1881.
Zum Besten der Brüdermission im Selbstverlage des Verfassers.
In Commission in der Unitäts-Buchhandlung in Gnadau.

Dem im vorigen Jahr erschienenen „Missionsbild aus dem westlichen Himalaya“ von H. Schneider reiht sich dieses Büchlein an als eine weitere Erfüllung des uns von der General-Synode des Jahres 1879 gewordenen Auftrages „für Abfassung und Herausgabe kleinerer Missionsschriften in anregender, volksthümlicher Sprache Sorge zu tragen“. Wir wünschen daher von Herzen, daß der Herr auch diese Schrift zur Erweckung und Belebung des Missionsinteresses in weiten Kreisen segnen wolle.

Berthelsdorf, im Januar 1881.

Die Missions-Direktion
der evangelischen Brüder-Unität.

Inhalt.

1. Was diese Blätter wollen.
2. Die Labradorküste und die Eskimo.
3. Hoffenthal und die Fischerschooner.
4. Seemannspredigt — Säemannsarbeit.
5. Die Settlers und die Mission.
6. Beschwerden auf der Fahrt, Mühsal in den Hütten.
7. Mein Wort soll nicht leer zurückkommen.
8. Saat auf Hoffnung.

Das Bild auf dem Umschlag zeigt die Hauptgebäude der Missionsstation Hoffenthal, — dahinter der Schiffsberg, vorn das Meeresufer. Es ist nach einer photographischen Aufnahme des Missionar Jannasch im Jahr 1880 genau copirt.

Unsre Reis', durch Schnee und Eis,
Geht auch um eine Seel' allein,
Manche Stund',
Um sie zum Bund
Des blutgen Lamms zu laden ein:
Und wenn uns nur das gelingt,
Daß das Wort ins Herze dringt,
Und das Herz wird weich und heiß,
So reut uns kein Streiterschweiß.

H. R. Schick. † 1771.

1. Was diese Blätter wollen.

Was diese Blätter wollen? Nun sie wollen erzählen von einer stillen und mühsamen, aber gesegneten Arbeit, die der Herr unsern Brüdern an der öden und kalten Nordostecke Amerikas in dem letzten Jahrzehnt aufgethan hat, von der Thätigkeit unsrer Missionare unter den Seeleuten und Ansiedlern in Labrador. Sie wollen die fürbittende Theilnahme der Missionsfreunde auf eine Arbeit lenken, in der das Gefühl der eigenen Armuth und der Verlassenheit die körperlich und geistig oft hart angestrengten Boten gar leicht überkommt, damit auch diese sich insonderheit trösten können einer Betermacht daheim, die sie trägt und stützt in ihrem Werke.

Das ist der einfache Hauptzweck.

Ich meine aber, die folgende Schilderung soll auch einen kleinen Beitrag zur Apologie, zur Vertheidigung der Heidenmission überhaupt liefern. Leider bedarf sie noch immer derselben. Wir meinen nicht gegen die Feinde des Reiches Gottes. Das ist selbstverständlich, — und wird so bleiben bis in die Tage des Antichrists. Aber es gibt auch in der Kirche des Herrn unter denen, die als „Freunde" gerechnet sein wollen, nicht Wenige, die von Zeit zu Zeit erschrecken im Blick auf die Millionen von Mark, die

alljährlich auf die Heidenbekehrung verwendet werden, während daheim noch so große, vielfach nicht zu stillende Noth herrscht. Werden jene Summen nicht den eignen Kindern entzogen?

St. Paulum will man freilich nicht tadeln, daß er dem Gesicht in der Nacht, dem Manne aus Macedonien, folgte, obgleich der Arbeit in Ephesus und Phrygien und Galatien noch überreichlich war; — ihm wehrte ja der Geist des Herrn, das Wort zu reden in Asien, ihn rief ja der Geist des Herrn in unsern Erdtheil, aber daß heut Tausende von Männern und Frauen unter Kaffern und Hindus, unter Papuas und Eskimo ihre Kraft im Dienst des Herrn verzehren, die daheim in der Arbeit zu fehlen scheinen, dahinein findet sich gar Mancher nicht, oder sucht zweifelnd nach der rechten Antwort, wenn er dem lauten Tadel begegnet. Doch uns soll nicht bange werden, auch nicht über dem gelegentlichen Zweifel des eignen Herzens.

Als das Nardenöl der großen Sünderin auf das Haupt des Meisters niederfloß, da hat Er selbst dem verständigen Tadel der Elf gegenüber, die ein Judas verwirrte, der Liebe das Recht gegeben, dorthin mit offner Hand zu spenden, wo sie Ihn im Augenblick in seinen Brüdern erblickt. Und die Liebe, die es lernt, an einem Punkte Ihn zu schauen und Ihm zu opfern, sei's auch zuerst der schwarze Bruder, die wird Schritt für Schritt weit werden für alle Noth draußen und daheim. Daß in der evangelischen Kirche das Interesse für die Heidenmission mindestens zugleich mit dem Eifer für die sogenannte „innere Mission" erstarkte, ist eine so bekannte Thatsache, daß darauf nur hingewiesen zu werden braucht. Und wie im Großen, so zeigt sich's noch fortwährend an einzelnen Gemeinen und Individuen.

Und steht denn das Werk der Evangelisation, die Predigt vom Reich, heut unter einem andern Meister, als zu Pauli Zeiten? oder ist der Geist des Herrn nicht mehr vorhanden, der damals wehrte und rief? Es wird die Heidenmission noch vielfach allzusehr als ein Werk nach dem Einfall und der Laune einzelner Männer und Gesellschaften aufgefaßt, während doch ein Blick auf die Kindheitsgeschichte derselben und ihrer einzelnen Zweige insonderheit deutlich genug zeugt von dem Walten des Herrn, der sein Reich baut nach höheren Gesetzen, als den hergebrachten Ordnungen menschlicher Baukunst, der Macht hat einem Volk am Ende der Erde zu rufen, daß es lebe, und ein anderes in nächster Nähe in Finsterniß zu lassen, der auch ohne Nachtgesichte durch denselben heiligen Geist die Zeugen ruft, so daß sie gleich den ersten Sendboten sagen müssen: Wir können nicht anders!

Wird gar das innere Auge geöffnet, vermag es abzusehen von den einzelnen Erscheinungen, von dem durch Sünde und Thorheit befleckten Thun der Knechte, beginnt es zu ahnen den Zusammenhang, in welchem grade die Predigt des Worts bis an die Enden der Erde mit dem Ziele steht, dem der Meister zueilt, mit der Vollendung der Offenbarung Seiner Herrlichkeit hienieden in der Aufrichtung Seines Reichs in der Sichtbarkeit — dann schweigt auch der leise Zweifel, dann hört man das Rauschen seines Nahens und verhüllt anbetend das Angesicht vor Ihm!

Das sind Feierstunden. Aber dem zweifelnden Freunde zu Liebe und dem eignen wankenden Glauben zur Stärkung darf doch auch immer wieder hingewiesen werden auf die Fülle des Segens, die zurückgeflossen ist auf die heimische Kirche aus der Arbeit in der fernen Heidenwelt. Es gehen viel unsichtbare Fäden hin und her. Die unläug-

bare Wechselwirkung zwischen „äußerer" und „innerer" Mission ist schon genannt worden; was Missionsfeste und Missionsstunden gethan haben zur Erweckung und Kräftigung erstarrender oder träger Gemeinen, darüber ließe sich manches Zeugniß ablegen. Aber auf einen besonderen Punkt in dieser Beziehung möchten diese Blätter die Aufmerksamkeit des Lesers richten.

Sind die Summen, die hinausgesandt worden sind in die Heidenwelt, wirklich so ohne Weiteres als solche zu bezeichnen, die den eignen Kindern entzogen sind? Mit bestimmten Ziffern läßt sich's freilich nicht belegen, aber das ist gewiß, daß die Heidenmission eine treue Gehülfin der heimischen Kirche an Tausenden von ihren Kindern geworden ist, die diese in der Ferne jenseits der Meere mit ihrem Zeugniß nicht zu erreichen vermochte. Ja, Tausende sind's, die Jahr aus Jahr ein als verlassene Kinder ohne Wort und Sakrament, ohne geistlichen Zuspruch dastehen, oder gar als verlorene Söhne und Töchter draußen verkommen würden, wenn's keine Missionare und keine Heidenkirchen gäbe. Es wäre ein interessantes Thema, näher zu untersuchen, nach wie vielen Richtungen hin die Heidenmission im Namen der Heimathsgemeine durch Handlanger- und Samariterdienst an ihren Kindern die Liebesopfer vergolten hat, die aus Europa ihr gespendet sind.

Unzählige freilich lassen sich auch draußen nicht weisen, entziehen sich der Predigt des Evangeliums dort wie hier, ja lassen dort erst recht ihren Lüsten den Zügel schießen und geberden sich als Feind und Verfolger. Wie Mancher aber hat dort in der Heidenkirche auch die köstliche Perle gefunden, die er mitten in der Christengemeine nicht erkannte; wie Viele haben die Segnungen des Evangeliums dort mit Thränen der Freude in Empfang genommen, die sie hier nicht zu schätzen wußten. Wie Vieles verdankt

doch der Kapische Bauer dem oft so verhaßten „Sendeling"! Was ein Hebich unter den englischen Soldaten in Indien gewirkt hat, ist unvergessen. Vieles, ja das Meiste entzieht sich heut unsrer Kenntniß. Aber wie jener Chinese bekannte, in der Fremde die Heimath, in der Südsee Christum gefunden zu haben, so wird es an jenem Tage mehr als ein verlorner Sohn auch aus der Christenheit bezeugen, durch den Dienst der Heidenmission das gefunden zu haben, was er daheim verloren oder nie besessen hatte: den Glauben an seinen Heiland!

Die Missionsarbeit unter den Seeleuten und Ansiedlern an der Labradorküste, von der die folgenden Blätter erzählen wollen, trägt ganz eigentlich den Charakter eines solchen Hülfsdienstes an verlassenen Kindern, ja theilweis verlornen Söhnen der Heimath, dadurch der Christenheit zurückerstattet wird, was sie für die Elenden und Armen unter den Eskimo gethan hat.

Werden die nachstehenden Mittheilungen unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt, so können sie als ein kleiner Beitrag zur Apologie der Heidenmission dienen.

2. Die Labradorküste und die Eskimo.

Von Nordwest nach Südwest dehnt sich Grönland gegenüber, von den Grenzen des Eismeers bis dahin, wo die Insel Neufundland der Mündung des Lorenzstroms vorgelagert ist, etwa 150 deutsche Meilen weit,*) die Küste von Labrador, ein ödes Felsengestade.

An malerischen Punkten fehlt es zwar nirgends, wo Fels und Meer sich begegnen. Schön sind die hohen, weißen Spitzen der Kaumajet-Berge, die auf langer, schmaler Landzunge zwischen Hebron und Okak in die See hineintauchen. Imposant ist der Anblick der 3500 Fuß hohen Felsenzähne des Kiglapeit zwischen Okak und Nain. Herrlich ist der Blick auf das wogende Meer und das zerklüftete Festland von so mancher Höhe auf den zahlreichen Eilanden längs der Küste. Schöner aber und majestätischer ist das wild zerrissene Gestade Grönlands mit seinen Felsmassen und Gletschern hart an der See, mit seinen Fiorden und Wasserfällen, überragt von gewaltigen Häuptern ewigen Schnee's und Eises, zu denen vorzudringen des Menschen Fuß nimmer wagen wird. Arm und einförmig erscheint dagegen mit seinen öden Bergen, Stein auf Stein gethürmt, moosbewachsene Thäler dazwischen, Terra Labrador.

---

*) Die Entfernungen sind im Folgenden stets in deutschen Meilen angegeben.

Auch sein Klima ist ungünstiger, als man erwarten sollte. Südlicher als Grönland, nicht höher als bis zum 60. Breitengrad langend, also in seiner äußersten Spitze in gleicher Höhe mit St. Petersburg und Stockholm, zeigt sich Labrador doch, wie dies bei allen nach Osten gelegenen Küsten der Fall ist, unverhältnißmäßig rauh und kalt. Beginnt auch auf dem Lande der Frühling Ende Mai oder im Juni sich einzustellen, so weicht doch erst im Juli oder gar August das Treibeis von der Küste; früh, oft schon im September verkündet der Winter sein Nahen.

Im nördlichen Theil ist der Baumwuchs verschwunden. Erst weiter nach Süden beginnen allmählig Fichten, Tannen und Lärchen in geschützteren Bergschluchten von den meilenweit ausgedehnten Waldungen des Binnenlandes her sich bis zum Meeresrand hinzuziehen. In tiefer einschneidenden Buchten zwischen Zoar und Hoffenthal kommt schon die Birke fort, auch allerhand Weidenarten, niedrige Ebreschen und Erlensträucher finden sich nach und nach ein, bis weiter im Süden auf Neufundland zu die Vegetation in die Waldflora Canadas übergeht. Sorgsam werden jetzt, so viel irgend möglich, die vorhandenen Waldreste an der Küste geschont, denn alle Mühe, die unsre Missionare sich bisher mit dem Wiederbepflanzen abgeholzter Stellen gegeben haben, ist völlig vergeblich gewesen. Die Vermuthung liegt nahe, daß der vorhandene Baumwuchs einer früher wärmeren Zeit seine Entstehung verdankt.

Auf diesem weiten, unwirthbaren Gestade lebt seit ein paar Jahrhunderten ein Theil des in den nördlichen Regionen dünn ausgesäeten Volkes der Eskimo. Ihre kleinen, in Seehundspelze gehüllten Gestalten, ihre breiten, mongolische Abstammung verrathenden Gesichter sind allbekannt. Seehunds- und Fischfang, Rennthierjagd und Fallenstellen auf kleinere Pelzthiere ist noch heut ihre ein-

förmig wiederkehrende Beschäftigung. Es sind die einzigen Existenzmittel für sie in diesen armen, nördlichen Regionen. Vom Gelingen der Jagd und des Fischfangs hängt ihr Wohl und Wehe im äußeren Leben ab. Es ist ein beständiges Ringen um das Dasein mit der harten und oft so launenhaften Natur um sie her.

Freilich es ist Vieles anders geworden im Lauf der Jahrzehnte. Die Jagd ist weniger ergiebig als einst, der Seehund seltener, aber auch die kühnen Jäger, die geschickten Kajakfahrer verschwinden mehr und mehr. Seit einer Reihe von Jahren ist der Fischfang mit Eifer aufgenommen und bringt dem Eskimo lohnenderen Gewinn als die oft mißlingende Jagd. Aber leider — das Volk der Eskimo selbst schwindet dahin. Auch die übrigen nordischen Stämme desselben scheinen an Kopfzahl nach und nach geringer zu werden. An Labradors Küste jedenfalls geht es dem Aussterben des Stammes in den letzten Jahrzehnten mit erschreckend großen Schritten zu. Vielleicht sieht die Wende unseres Jahrhunderts nur noch die letzten Reste dieses Jäger- und Fischervölkleins, das einst die ganze Küste belebte.

Seit 1771 hat die Brüdergemeine unter ihnen mit der Predigt des Evangeliums begonnen. Schon 20 Jahre früher war Bruder Erhardt, ein ehemaliger alter Wallfischfänger, mit vier andern Brüdern gelandet, um den Eskimo in ihrer Zunge die frohe Botschaft zu bringen. Dort, wo jetzt am Fuß der Allagaigai-Berge, 10 Meilen südlich von Hoffenthal, frischer Busch aufgesprossen ist, am Strand des Nisbeth-Hafens (jetzt Fords Bight genannt) lag das erste Häuschen unsrer Friedensboten. 1752 war es niedergebrannt, Bruder Erhardt auf einer Recognoscirungsfahrt mit fünf Gefährten von den heidnischen, mordlustigen Eskimo erschlagen. — 1771 begann die Arbeit aufs Neue, dreißig

Jahr lang ohne viel Erfolg, dann aber kam des Herrn Stunde auch für dies geistig verkommene Volk.

Auf einer Strecke von über 80 Meilen entstanden nach und nach unsre sechs Stationen (von Süd nach Nord genannt) Hoffenthal (1782), Zoar (1865), Nain (1771), Okak (1776), Hebron (1830) und Rama. Die letztere, die kleinste und einsamste, ward erst in unsern Tagen 1871 als Jubelstation begonnen, um auch dem Rest der Heiden im hohen Norden noch das Heil in Christo nahe zu bringen. Längst war im Uebrigen das Volk der Eskimo an der Küste hin christianisirt. Aber zu einer äußeren Blüthe war es nicht gelangt. Je mehr europäische Cultur in unserm Jahrhundert auch diesem öden Landstrich sich nahte, je mehr der weiße Händler in Berührung mit dem Eskimo kam, desto schneller schwand der letztere dahin. Bis dahin unbekannte Bedürfnisse verweichlichten ihn, immer weniger war er im Stande, dem Einfluß von Wind und Wetter zu trotzen, katarrhalische, nervös werdende Epidemieen rafften ihn dahin — kurz, dieselbe Erscheinung, die bei andern auf niederer Culturstufe stehenden Völkern sich zeigt, ist auch hier mit Schmerz bei diesem nun über 100 Jahre von unsern Brüdern gepflegten Stamme zu beobachten. Unwillkürlich erliegt selbst in physischer Beziehung so oft die niedere Urbevölkerung der erobernden Macht des weißen Mannes. So ist's dem Indianer ergangen, so ergeht es dem Papua, so gar manchem Völkchen der Südsee. Warum aber geht es bei den Negervölkern, wie es bis jetzt den Anschein hat, grade entgegengesetzt? Die Zurückführung auf sogenannte „natürliche" Ursachen langt eben nicht aus. Das tiefergehende christliche Denken stößt hier auf Geheimnisse der göttlichen Führung mit den Völkern, deren „Warum" erst die Ewigkeit enthüllen wird.

Aber tiefbewegt stehen wir vor der einfachen Thatsache, daß da, wo vor 150 Jahren, wenn auch nicht eine dichtgedrängte Bevölkerung, so doch mehrere Tausend Eskimo die Küste besetzt hielten, heut nur ein rasch dahinschwindender Rest zu finden ist. Fünfzig Jahre genügten, um unsre Stationen auf die Hälfte der Einwohner zurückzubringen; genau geführte statistische Tabellen weisen eine beständige Abnahme nach. In den südlichen Missionsplätzen sterben fast alle Kinder früh dahin, im Norden steht es nicht viel besser. Die letzte Zählung ergab kaum 1100 Eskimo auf unsern Stationen und etwa 50 weiter südlich in Groẞwaterbay. Dazu kommen ca. 100 Heiden in der Nähe des die Labradorküste im Norden abschließenden Cap Killinek und vielleicht noch gegen 200 um die Ungawa-Bay an der Westseite jener Nordspitze wohnende ebenfalls heidnische Eskimo.

Die fernere Aufgabe der Brüdermission scheint keine andere zu sein, als die Sterbestunde dieses Volkes mit dem Troste und dem Licht des Evangeliums zu erhellen. Nur aufhalten, nicht aber hindern konnte sie das Dahinschwinden desselben. Sich selbst überlassen, wäre es nicht nur im Finstern des Heidenthums geblieben, es wäre auch schneller noch unter dem verderblichen Einfluß des weißen Mannes der Auflösung verfallen. — Der Herr erhalte unsern Boten auch ferner trotz dieses trüben Blickes in die Zukunft Geduld und Muth und Treue. Noch ist's eine Arbeit, zu welcher der Herr sich mit seinem Segen bekennt. Eine nähere Schilderung derselben liegt nicht im Zweck dieser Blätter.

Wir haben hier den dunklen Hintergrund gleichsam betrachtet, auf welchem sich desto lichter und freundlicher das Werk abhebt, das der Herr ungesucht unsern Brüdern namentlich auf dem südlichsten Missionsplatz,

Hoffenthal, seit einigen Jahrzehnten in die Hand gelegt hat, jene Arbeit an verlassenen und einsamen Kindern der Christenheit, die in jüngster Zeit immer mehr an Ausdehnung gewonnen hat, und vielleicht für die Zukunft der Labradorküste bedeutungsvoll werden kann.

Es ist genau genommen ein zweifaches Werk, — einerseits „innere Missionsarbeit" an den Seeleuten und Fischern, die von Süden kommend in den Sommermonaten die Küste besuchen, — andrerseits geistliche Pflege und Bedienung der in den letzten Jahrzehnten rasch sich mehrenden Ansiedler in der dortigen Gegend. Zunächst ein Blick auf die erstgenannte Arbeit.

---

3. Hoffenthal und die Fischerschooner.

Sieh, dort im Hintergrund der festgefrornen Meeresbucht die rundliche, kahle Felsenkuppe, 370 Fuß hoch, der Schiffsberg genannt, wenig Fichten ringsumher, nur in der Schlucht hinauf sorgsam geschontes Buschwerk von Lärchen und Fichten, — drunten hart am Meere das hölzerne Kirchlein, kenntlich an dem Thürmchen oben auf dem Dachfirst, daneben das zweistöckige Wohnhaus der Missionare, der Store oder das Haus für die Waarenniederlage, ringsumher gegen 40 niedrige Blockhäuser der Eskimo, meist mit Rasen gedeckt, einige wenige mit Bretterdach. Das ist Hoffenthal. Links dort die hohe Signalstange trägt zu Zeiten die englische Flagge und verkündet dann, daß dies Land brittisches Eigenthum ist.

Aber es ist jetzt Winter. Kahl ragt die Stange in die Luft, das weiße Leichentuch des Schnees deckt Berg und Ufer und Meeresbucht. Monate lang liegt oft der Schnee und tiefer und dichter als bei uns daheim. Wohl siehst du das Kirchlein und die Missionsgebäude, aber ein Schneewall hat sich daran aufgethürmt, zwei Stockwerke hoch bis ans Dach. Und die kleinen Blockhäuser der Eskimo? Hie und da lugt eins verstohlen unter der weißen Decke hervor, andere liegen still begraben in der Schneemasse, aufsteigender Rauch zeigt an, daß drunten

Menschen hausen. Stufen, in den harten Schnee gehauen, führen hinab zu dem langen pâ oder Vorhaus, das der Wärme wegen dem Eingang der Hütte vorgebaut ist, — ein willkommener Zufluchtsort des unentbehrlichen, aber wenig civilisirt sich betragenden Zugthiers, der Hunde. Oed' und still ist's weit und breit, kalt weht der Wind über das weißverhüllte Land. So ist's manchmal Monden lang. Nur zur Kirchenzeit wird's lebendiger, dann eilen pelzverhüllte Gestalten über den harten Schnee oder zwischen den ausgeworfenen Wällen hin; zuweilen belebt sich das Bild durch die Schlitten auf Erwerb ausziehender oder heimkehrender Gesellschaften. Wäre nicht der Arbeit genug in den Missionshäusern, so müßte die Todesruhe der einsamen Landschaft drückend auf dem Gemüthe lasten.

Still war's in früheren Jahren auch zur Sommerzeit in Hoffenthal. Lieblich sprossen dann Tausende von bunten, wohlriechenden Blumen, reichlicher, als man hier zu Lande vielleicht meint, zwischen dem grauen Felsgestein, Mengen von aromatischen Beeren in einem Reichthum und einer Fülle, wie wir sie nicht besitzen, blühen und reifen überall. Aber dann ist der Eskimo, so weit irgend möglich, zu Jagd und Fischfang außen zerstreut, und der zurückgebliebene Missionar sah vielleicht kaum eines der damals noch üblichen fellüberzogenen Weiberboote oder einen der schmalen Kajaks als einzige Staffage der Landschaft am Strand des Meeres. Heut bietet Hoffenthal zur Sommerzeit oft ein gar belebtes Bild.

Bis in unser Jahrhundert hinein mied der weiße Mann diese Regionen der Labradorküste, hin und wieder nur erschienen einzelne Engländer und Franzosen von Süden her, um Handel oder Fuchsfang zu betreiben. Nach und nach wurde es anders. Als die Staaten Nordamerikas erstarkten, als die große Herrscherin des Handels im Norden,

die Hudsonsbay-Compagnie ihr Monopol immer weiter ausdehnte*), da zogen sich mehr und mehr ihre Niederlassungen und Factoreien auch nach der Labradorküste und immer mehr erschienen hier ihre Fahrzeuge. Felle aller Arten, Seehundsthran, in neuerer Zeit auch getrocknete und gesalzene Fische, besonders Lachsforellen und Dorsche (oder Codfische) wurden dort gegen allerlei Artikel der civilisirten Welt eingetauscht. Aber nicht nur das. Die Insel Neufundland und das angrenzende Neuschottland sind seit langen Zeiten von einer eingewanderten Bevölkerung, hauptsächlich englischer Nationalität, besetzt, die besonders Codfischfang treibt. Seit derselbe aber durch Massen französischer Schiffe an ihrer Küste fast vernichtet ward, sahen sie sich etwa von 1860 ab immer mehr gedrängt, ihrem Erwerb weiter nordwärts nachzugehen. So ist's gekommen, daß auch von dorther immer zahlreichere Fahrzeuge sich in diesen Gegenden Labradors zeigten. Jetzt ist der Strand oft von ganzen Flotillen belebt, Fahrzeuge der Compagnie oder Neufundländer**) Schooner schwimmen zur Sommerszeit überall an der Küste.

In solchen Zeiten wirds auch in Hoffenthal lebendig. Im Jahre 1879 gingen 2200 Fischerschooner von jenen beiden südlichen Inseln aus ab; nicht alle kommen bis hierher, aber doch passiren 5—600 jährlich den Ort; 1879 stieg die Zahl sogar auf 800, an einem Morgen lagen 72 Fahrzeuge in der Hoffenthaler Bucht. Jeder Schooner ist mit 12—14 Mann besetzt, das macht also einige Tausend solcher Fremden, mit denen die Eskimo dort alljährlich mehr oder weniger in Berührung kommen.

---

*) Erst vor wenig Jahren ist das Monopol für 30 oder 32,000 Pfund Sterling an die englische Regierung abgetreten worden.

**) Neuschottländer Schooner in geringerer Anzahl.

Fast ist es ein Glück zu nennen, daß jene von ihnen eigentlich mit scheelen Augen angesehen werden; der materielle Schaden, der ihnen durch die vielen Fischer angethan wird, ist kein geringer; merkte man doch vor ein paar Jahren schon eine merkliche Abnahme der Codfische in der Nähe von Hoffenthal und Zoar.

Wie wenig günstig der Einfluß dieser Schaaren aus dem „civilisirten" Amerika auf das arme, kindische Geschlecht der Eskimo einwirken muß, ist leicht zu begreifen. Dem Namen nach sind's Christen, ein kleinerer Theil Katholiken, die Mehrzahl Evangelische, Glieder der englischen Staatskirche oder Methodisten. Gottesdienste und Schulen gibt's wohl in ihrer Heimath, das allein aber ist in Neufundland so wenig wie bei uns ein Schutzdamm gegen Gottlosigkeit, Unwissenheit und Rohheit. Noch kürzlich äußerte ein Geistlicher von dort gegen unsre Brüder die Besorgniß, daß man in Hoffenthal von dem zuchtlosen Volk viel zu leiden haben würde, und selbst ein Fischer meinte, daß es in St. Johns*) nicht gerathen sei, sich Abends auf den Straßen zu zeigen, wenn man mit heiler Haut davonkommen wolle. — Von Hause aus meist von sehr geringer religiöser und sittlicher Erkenntniß, oft sehr unwissend, so daß Viele nicht einmal lesen können, sind diese armen Leute Jahr für Jahr sechs und mehr Monat in ihrem Geschäft auf dem Meer, fern von Haus und Kirche. Kein Wunder, wenn auch die besseren Elemente unter ihnen nach und nach unter den bösen Einflüssen und Versuchungen um sie her geistig verkommen. Und an solchen fehlt es, wie genügend bekannt, bei Seeleuten nirgends, — vollends hier nicht, wo unter der eingewanderten Bevölkerung so mancher in Wahrheit „verlorne

*) Hauptort von Neufundland.

Sohn" zu finden ist, der an den Träbern dieser Welt sein Gefallen findet, und den Sündendienst in der Ferne sucht.

Gott Lob! es hat von jeher Ausnahmen gegeben, und namentlich seit jener religiösen Bewegung, die von den bekannten Erweckungspredigern Moody und Sankey ausging, finden sich besonders bei den Methodisten unter den Seeleuten viel ernster gesinnte Seelen. Es machte einen gar lieblichen Eindruck, als im Jahr 1878 die Bemannung einiger Schooner Abends am Strand von Hoffenthal jene eigenthümlichen Sankey-Lieder singend sich bewegte. Und es ist dies nicht der einzige derartige Fall. — Aber viel häufiger zitterte das Herz der Missionare bei dem Nahen dieser Gäste. Ueber ihnen selbst zwar hat bisher Gottes Engel gewaltet, wenn auch hie und da einmal Haufen trunkener Rotten draußen umher tobten und lärmten, so daß man für die Fenster der Missionshäuser fürchtete. Aber was für den armen, charakterschwachen Eskimo zu besorgen ist, das wissen sie leider aus hundertfältiger Erfahrung. Nicht immer wird ja die Verführung so ohne Schaam und Scheu sich zeigen, wie dort am Bord jenes Branntweinschooners, wo der Kapitän einen Jüngling drängt: „Hier trink eine Tasse Branntwein! trink nur! ich habe 300 Gallonen*) an Bord gehabt, und erst 50 davon verbraucht!" Branntweintrinken und Unsittlichkeit sind aber leider die beiden Laster, zu denen auch der „christianisirte" Eskimo immer wieder nur allzu leicht verlockt wird. Wie viel Jammer in diesen Beziehungen der weiße Mann in das Land gebracht hat, ist unsagbar. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ausgesprochen wird, daß ohne die beständige gegenwirkende Arbeit der Mission

*) Eine Gallone gleich 6 Weinflaschen.

das Volk der Eskimo längst zu Grunde gerichtet worden wäre.

Doch, verlorne Söhne sind oft dem Reich Gottes näher, als der Pharisäer daheim, und geistig verlassene Seelen hungriger, als satte Kirchgänger; es gilt dann nur, die Sehnsucht nach dem Vaterhaus zu wecken und dem stillen Verlangen mit dem Lebensbrot entgegenzukommen. Und selbst die Kräfte der Verführung erlahmen wohl dem muthigen Zeugniß gegenüber, das mit dem Ernst des Wortes die Freundlichkeit jener suchenden Liebe vereint, die dessen eingedenk bleibt, daß selbst in einem hart gewordenen Sünderherzen noch ein empfänglicher Punkt zu finden ist, an welchem die Arbeit des Geistes Gottes einsetzen kann.

Das hat unsre Brüdermission an der Labradorküste nicht vergessen. Wie seit zwei Jahren ein Geistlicher der englischen Kirche von Neufundland aus versucht hat, den Seeleuten auf ihren Fahrten nachzugehen, so ist auch in Hoffenthal schon seit längerer Zeit „innere Missionsarbeit" an ihnen getrieben worden — und der Herr hat seinen Segen dazu gegeben.

4. Seemannspredigt — Säemannsarbeit.

Englisch ist jetzt die ausschließliche Sprache der Neufundländer Fischer; selbst die wenigen in zweiter oder dritter Generation aus Schleswig, Hessen oder der Schweiz stammenden Seeleute haben ihr Deutsch längst vergessen; das Eskimo ist ihnen fremd. So war es schwer für unsre des Englischen nur wenig mächtigen Brüder, sich mit ihnen zu verständigen, doch haben sie von Anfang an nach Möglichkeit durch Vertheilung von Bibeln und Traktaten und ein gelegentliches kurzes Wort einen Einfluß auf jene landenden Schoonerleute zu gewinnen gesucht. Aber es mußte mehr geschehen. Und so ward denn vor reichlich 10 Jahren durch die Direktion der Brüdergemeine ein englisch redender Bruder unter den Missionaren von Hoffenthal stationirt und amtlich mit der Aufgabe betraut, sich in den Sommermonaten jener zahlreichen Seeleute seelsorgerisch anzunehmen. Er hat den Auftrag, soviel möglich auf den Schoonern zu besuchen, Bibeln und Traktate anzubieten, im Privatgespräch die Einzelnen auf das Heil ihrer Seele aufmerksam zu machen und sie namentlich zu besonderen englischen Predigtgottesdiensten einzuladen, die er für sie am Sonntag oder an Wochentagen in der Kirche der Missionsstation zu halten hat.

Das ist Säemannsarbeit, bei diesen ab- und zugehenden, vielleicht auf Jahr und Tag nicht wiederkehrenden Fischern, mehr als an andern Orten. Das Samenkörnlein wird ausgestreut, ob es Frucht bringt zum ewigen Leben, das weiß der Herr der Erndte allein. Oft wird das Wort des Lebens mit Gleichgültigkeit oder gar Widerwilligkeit und Hohn aufgenommen. Nicht selten aber begegnet auch der Bote des Friedens hungrigen und empfänglichen Seelen, und manches Wort des Dankes aus aufrichtigem Herzen stärkt ihn in der leicht so erfolglos scheinenden Arbeit.

Nicht leicht ist der Besuch auf den Schoonern selbst. Es will zwar nicht allzuviel bedeuten, wenn jener katholische Seemann ingrimmig über die Missionare hinter ihrem Rücken fluchend erklärt, es würde ihm dann am wohlsten sein, wenn er bis an die Kniee in Protestantenblut waten könne. Aber erwünscht ist der geistliche Besuch auch auf Schoonern mit evangelischer Mannschaft nicht immer. Gleichgültig sieht man ihn nahen, und er mag selbst zusehen, wie er den Strick seines Bootes befestigt und ohne Gefahr an dem treppenlosen Fahrzeug hinaufklimmt. Andre aber empfangen ihn mit Freuden. Hier ist ein Kranker an Bord, der dankend den Bruder begrüßt, der mit ihm betet und aus Gottes Wort vorliest; dort ist's ein alter Bekannter, der ihn schon mehrmals in Hoffenthal besucht hat und mit kräftigem Händedruck den begrüßt, dessen Wort ihm wohlgethan hat vor Jahr und Tag in seinem Herzen. Dort sieht man ihn wenigstens gern kommen um der Medicin willen gegen Scorbut und andere Krankheit, die man von ihm zu erhalten wünscht; ist's auch nur ein äußerliches Begehren, so bietet es doch einen Anknüpfungspunkt für ein weiteres Wort.

Daß aber die Arbeit unter jenen äußerlich oft so hart und rauh wie die Natur um sie her erscheinenden Männern

keine erfolglose ist, das zeigen die Gottesdienste am Lande, zu denen sie eingeladen werden. Jetzt, nach wenigen Jahren, braucht's oft nicht erst einer Einladung. Von selbst kommen sie, Sonntags namentlich, angefahren, um eine Predigt in ihrer Sprache zu hören. Mancher Schooner, der sonst Hoffenthal nicht berühren würde, legt absichtlich dort an, um einmal wieder Gottes Wort zu vernehmen.

Die Erfahrungen sind freilich verschieden. Das eine Mal geht der Missionar in die schon ziemlich gefüllte Kirche. Draußen geht gleichgültig eine Schaar auf und ab. „Kommt doch", heißt es, „es ist noch Raum da!" No Sir, ist die Antwort, we do not belong to you (wir gehören nicht zu Ihnen). „O das schadet nichts! Ihr werdet nichts Böses hören, es wird eurer Seele gut thun!" You are right Sir, but we do not belong to you, we belong to another church. (Schon recht, aber wir gehören zu einer andern Kirche.) „Aber ihr wollt doch in den Himmel kommen, und ich auch, da wollen wir hier den Herrn Jesum lieb haben, und droben einst bei ihm zusammen sein, da können wir doch auch hier einmal zusammen zu ihm beten!" Yes Sir, that is so! (Ja Herr, so ist's!) Aber bei dem gleichgültigen Ja blieb's, — jener ging in die Kirche und sie blieben draußen.

Zu andrer Zeit saßen mitten in der Versammlung Einige, die es sich sichtlich zur Aufgabe machten, den Gottesdienst zu stören. Eine Menge von Speichel bezeugte noch darnach, wo sie gesessen und wie sie's getrieben. Das wiederholte sich zum Oefteren, bis ernstlich dagegen eingeschritten ward. In neuester Zeit ist Aehnliches nicht mehr erlebt worden. Die englischen Gottesdienste in Hoffenthal sind unter den Seeleuten bekannter geworden und stehen jetzt bei den Meisten in Achtung. It comes us so homely, it is rightout delicious to hear an English

sermon! (Es dünkt uns so heimathlich, es ist wirklich köstlich, wieder eine englische Predigt zu hören!) Das sind nicht seltene Aeußerungen.

Es ist ein schöner, aber eigenthümlicher Anblick, eine solche Schaar wettergebräunter Männer — Christenkinder in einem Missionskirchlein! — oft mit tiefer Andacht lauschend auf das Wort des Herrn. Sonderbar genug erklingt meist das Lob Gottes aus diesen Kehlen, rauh und unharmonisch ertönt der Gesang, bisweilen will er überhaupt nicht über die Lippen, die des geistlichen Liedes entwöhnt sind, und der Missionar singt dann — mehr denn einmal buchstäblich so geschehen — ein Solo! Besser ist's auch damit geworden, seit vor einigen Jahren eine Anzahl englischer Gesangbücher (Hymnbooks for Visitors) zum Geschenk gesandt und allmählich in den Gebrauch eingeführt sind. Wenn du fragst, was eigentlich gepredigt wird? „Ich predige einfach Jesum den Gekreuzigten und lade zu Ihm ein, was da kommt!" schreibt ein Missionar. Was sollte es auch anders sein? die alte Wahrheit, daß es einen Erlöser giebt, daß wir losgekauft sind durch ihn, und daß ein Jeder sich versühnen lassen kann durch ihn mit Gott — und dies so einfach und schlicht bezeugt, wie nur möglich, das ist die alte und immer neue Predigt, die allen Gliedern aller Kirchen gilt, die allein Seelen aus dem Tode zum Leben verhelfen kann. Vielen mag's dabei immerhin so gehen, wie jenem Seemann, der darnach äußerte: „Ich bin da in der Kirche gewesen, kam aber grade so heraus, wie ich hineinging!" Vielfach aber drängen sich nach dem Gottesdienste die Leute an den Missionar heran und schütteln bewegt seine Hand. Und ein seliger Lohn ist's, wenn ein John F. dankbar bekennt, daß er in Labrador den Herrn gefunden habe, und die Stunde segnet, wo er als „schmutziger tar jack" (Theerjacke — sein eigner Ausdruck) zum prayer

meeting kam, und den ersten Eindruck im Herzen erhielt. Jetzt sucht er in des Herrn Wegen zu wandeln.

Auch in der Woche werden, wie oben bemerkt, Versammlungen gehalten, so oft nur eine Anzahl Seeleute beisammen sind, ja auf Bitte von Methodisten ist schon einige Male ein „prayer meeting after their own fashion" (eine Gebetsversammlung nach ihrer Art und Weise) gehalten worden, in welchem bis 12 Mann aus ihrer Zahl nach einander öffentlich beteten. Im letzten Jahre konnten außer mehreren Wochenversammlungen in der kurzen Sommerzeit an 12 Sonntagen hintereinander englische Predigten vor Seeleuten gehalten werden. Die etwa 300 Menschen fassende Hoffenthaler Kirche war meist ganz gefüllt.

Zahlen reden. Und so kann auch die von Jahr zu Jahr wachsende Verbreitung von Bibeln, Neuen Testamenten und Traktaten unter der besuchenden Schoonermannschaft davon zeugen, daß die Arbeit unsrer Brüder vom Segen des Herrn begleitet gewesen ist. Während in früherer Zeit zum Geschenk gebotene heilige Schriften hie und da verbrannt oder zerrissen wurden, werden heute Bibeln und größere Erbauungsschriften mit wenig Ausnahmen nur zum Verkauf geboten und die Nachfrage darnach hat stetig zugenommen. Während 1877 die Gesammteinnahme nur erst 165 M. betrug, stieg sie im Jahre 1879 auf mehr als 320 M. Es wurden in letzterem Jahre u. A. 107 Expl. heiliger Schriften verkauft und gegen 2000 Traktate theils verschenkt, theils verkauft. Noch heut wird manches dieser Büchlein verächtlich zurückgewiesen, Katholiken fürchten sich oft sie nur anzurühren, Methodisten sind bisweilen stolz auf ihren Namen und glauben darin allein schon ein „ticket for heaven" (Anrecht auf den Himmel) zu haben und brauchen der Traktate nicht. Doch ebenso oft ist's anders.

Einmal stehen eine Anzahl schmutziger Seeleute in der Stube des Missionars. Er redet freundlich mit ihnen und gibt ihnen Traktate. Endlich spricht ein langer Mann: „Ja, ich habe zwar noch nie eine Bibel gehabt, noch begehrt, aber Sie sind so kind (freundlich) zu mir gewesen, ich werde eine kaufen!" Und siehe, seinem Beispiel folgten Andere. Ein anderes Mal kommt ein Schooner in die Bucht, und ein Fischer bittet dringend um Bücher, er sei ausdrücklich hergekommen, ob er's gleich eilig habe mit der Arbeit, aber er kümmere sich nicht um den Verlust an Zeit, er müsse Traktate haben, er dürfe doch wohl wiederkommen, man möchte seinen Namen aufschreiben. So geht's auch in diesem Stück durch trübe und erfreuende Erfahrungen. Gott sei Dank, die letzteren sind nicht selten. Das Meiste entzieht sich der Menschen Augen. Ihm allein ist's bekannt, was die Früchte dieser Arbeit unter jenen hin- und herziehenden Schooner-Mannschaften sind. Hienieden bleibt's vielfach verborgen, — jener Tag wird's offenbaren. Eins aber wissen wir, daß, wo das menschliche Zeugniß aufhört, doch die stille Arbeit des guten Hirten durch die Predigt seines Geistes in den Herzen nimmer endet.

Ein ähnliches und doch wieder von jener Säemannsarbeit im Sommer völlig verschiedenes Werk, ein Werk geringer an Ausdehnung, was die Zahl der Seelen anlangt, mühevoller und die Kräfte des Missionars weit mehr in Anspruch nehmend, aber auch tiefer und nachhaltiger an Erfolg ist die besonders in den Wintermonaten, von Hoffenthal aus betriebene Arbeit unter den „Settlers" oder Ansiedlern an der Labradorküste, von welchen im Folgenden berichtet werden soll.

5. Die Settlers und die Mission.

Noch 70 deutsche Meilen weit dehnt sich von Hoffenthal aus die Küste bis nach Neufundland hin. Nach den ersten 30 Meilen*) schneidet mehr als 25 Meilen tief in das Land ein die Aivektok oder Eskimo-Bay. An ihr liegt Rigoulette, nach unsern Begriffen ein kleines Oertchen, aber ein bedeutender Handelsplatz, jetzt die Hauptniederlage der Hudsons-Bay-Compagnie für die ganze Labradorküste. Steinig und öde in felsigen Hügeln aufsteigend, von mehr als 20 größeren (die Kippokak-Bay 10 Meilen lang) und einer zahlreichen Menge kleinerer Buchten zerrissen, Inseln und Inselchen in großer Fülle vorgelagert, so zieht sich die Küste die ersten 12 bis 14 Meilen von Hoffenthal aus hin, bis in großartigen Formen, in den Schluchten bewaldet, oben den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, sich die 2000 Fuß hohen Allagaigai-Berge zeigen. Darnach wird sie flacher bis näher nach Rigoulette zu wieder höhere Berge erscheinen, und an der Einmündung der Aivektok-Bucht dicht an das Meeresufer herantreten.

*) Die Entfernungen sind dort zu Lande natürlich nicht genau gemessen, man berechnet sie vielfach nur nach der Anzahl Stunden, die man durchschnittlich etwa auf der Fahrt braucht. Sie sind hier überall nach der graden Luftlinie angegeben, wie sie sich ungefähr nach der Karte ergibt.

An dieser Küstenstrecke, sowie an den nördlich von Hoffenthal 15 bis 20 Meilen weit sich hinziehenden Buchten, wohnen jetzt in einzelnen Familien hin und her, 2 bis 4 Meilen, ja bis 7 Meilen von einander entfernt, einige Hunderte von Ansiedlern.

Es war gegen Ende der dreißiger Jahre, da kamen über das Meer 4 englische Abenteurer, verlorne Söhne, die da Ursach hatten, die Heimath zu meiden. An der Küste nördlich von Hoffenthal ließen sie sich nieder. Das waren die ersten festen Ansiedler an diesem öden Strande, heut in ihren Kindern und Enkeln weit verzweigt und verschwägert mit den übrigen „Settlers". Andre drangen von Süden her vor und besetzten die Strecken südlich von Hoffenthal. Viele heiratheten Eskimofrauen; und wenn schon die Eltern von Kirche und Gottes Wort entfremdet ohne Gott ihren Weg gingen, so vollends die Kinder. „Wir lebten dahin wie Füchse und Wölfe in ihren Höhlen, ehe sich die Mission unsrer annahm!" — so pflegt einer jener Vier in seinem Alter zu erzählen. Es wuchs ein Geschlecht heran, zum Theil ungetauft, ohne Schule, ohne christliche Erziehung, das, ob reinen Blutes, ob Mischlingsrace, einer heidnischen Verwilderung entgegenging. Ab und zu taufte und traute vielleicht ein dazu autorisirter weltlicher Beamter der Hudsons-Bay-Compagnie, auch eine alte, aus einer Missionsstation stammende Eskimofrau wird erwähnt, die gelegentlich Taufen verrichtete, aber die englische Kirche erkannte die Berechtigung derartiger Handlungen nicht an. Fand sich auch in einem einzelnen Hause einmal eine englische Bibel oder Bunyan's Pilgerreise, von Hausgottesdiensten oder geistlicher Pflege war keine Rede; immer mehr mußte diese, aus der Christenheit stammende und von Jahr zu Jahr sich langsam mehrende Bevölkerung, in Unwissenheit und Rohheit ver-

kommen, Zucht und Sitte immer mehr verschwinden. Mitten zwischen ihnen siedelten sich einzelne ächte Eskimofamilien an, die meist aus den Missionsstationen ausgewandert waren, und lebten mit ihnen in gleichem Zustand geistiger Verödung nach den Lüsten ihres Fleisches dahin.

Zunächst fragten die ersten Settlers nicht nach etwas Höherem. Einsam saß die Familie am Strand in ihrer Winterhütte, Fallen auf Füchse, Marder und andre Pelzthiere stellend, einsam ebenso zur entsprechenden Zeit in dem Sommerhaus — denn die Meisten haben zwei derartige Wohnungen — mit Lachs- und Forellenfang und dergleichen beschäftigt, in ihrer Bucht und dem meist angrenzenden Busch Alleinherren, ohne viel Verkehr mit Andern ihres Gleichen, ihr Sinnen und Denken von früh bis spät auf nichts gerichtet, als auf Erwerb. Einigen ist es gelungen, bei schwerer Arbeit in Wind und Wetter sich ein einigermaßen behagliches Daheim zu schaffen, nur sehr Einzelne sind nach dortigen Begriffen wohlhabend geworden. Mancher versäumte die günstigere Zeit der früheren Jahre und vertrank wohl gar, was er erworben. Heut sind die Füchse selten geworden, die Lachse gelten nur den halben Preis von ehedem. Noch findet zwar der Fleißige sein genügend Brodt, die Meisten aber haben es nicht weit gebracht, vielen Hütten sind die Spuren bitterer Armuth und Noth aufgeprägt.

Verlassen saß der Settler in der Oede, fern von des Herrn Haus, doch Ihm bekannt und bei Ihm nicht vergessen; und die Todtengebeine regten sich zu Seiner Stunde, denn sein Geist blies darein, — das ist, Gott Lob, die Geschichte der jüngsten Zeit. Ja, sie haben begonnen sich zu regen, ein seliger Anfang ist gemacht, und, will's Gott, soll's nicht beim Anfang bleiben, sondern noch

mehr von der Kraft des Evangeliums sich zeigen unter jenen Einsamen an der Labradorküste.

Jahre waren vergangen, da erschienen zwei von ihnen in Hoffenthal und fragten nach Gottes Wort. Andre kamen und begehrten Trauung und Kindertaufe. Noch Andre kamen aus äußeren Gründen, um Arznei zu holen oder Lebensmittel einzuhandeln. Der Verkehr zwischen ihnen und den Missionaren wuchs ungesucht, und hie und da fand ein ernsteres Wort Eingang in den Herzen, christliche Schriften wurden vielfach vertheilt. Das Englische ist auch bei ihnen die eigentliche Umgangssprache, nur Wenige verstehen das Eskimo gründlich, meist wohl nur die, welche Eskimofrauen haben, Viele aber haben wenigstens einige Kenntniß davon. Bei unsern Brüdern verhielt sich's umgekehrt, aber man behalf sich gegenseitig so gut man konnte, und die Settlers kamen selbst zu den Eskimo-Gottesdiensten immer häufiger, namentlich zur Feier der Charwoche und des Osterfestes. So konnte man einmal im Jahr 1867 zu dieser Zeit eine stattliche Anzahl Hundeschlitten mit 70 Personen anlangen sehen, von denen wenigstens die größere Zahl von geistlichem Bedürfniß hergeführt wurde. Und das Zeugniß von dem gekreuzigten Heiland blieb bald hin und wieder als ein Haken in den Herzen haften. Eine selige Stunde war es, als zu Ostern 1868 vier erwachsene Personen, darunter ein achtzigjähriger Greis, einer der ersten südlichen Ansiedler, bis dahin noch ungetauft, des heiligen Sacraments theilhaftig wurden. Des kahlhäuptigen Alten tiefgefurchtes Antlitz leuchtete in stillem Frieden, als er in Christi Tod getauft ward.

Jetzt wurde die bisher nur gelegentliche Arbeit unter den Settlers ernstlicher in Angriff genommen. Schon im Jahre 1857 war auf Bitten und auf Kosten eines Herrn Smith, Directors der Handelsniederlassung der Hudsons-

Bay=Compagnie in Northwestrivier, am Ende der oben genannten großen Aivektok-Bucht, Bruder Elsner unter großen Mühsalen quer durch die Waldungen des Binnenlandes dorthin gefahren, um wegen Gründung einer neuen Missionsstation an jener Bucht zu verhandeln. Ueber Rigoulette war er an der Küste hin nach Hoffenthal zurückgekehrt. Zum Leidwesen aller Betheiligten schien eine feste Niederlassung vor der Hand unmöglich. Aber es waren Bekanntschaften angeknüpft, auch mit Settlers, die weiter gepflegt werden konnten. Eine neue beschwerliche Recognoscirungsfahrt wurde 10 Jahr später von Bruder Ribbach nach Norden und von Bruder Rinderknecht nach Süden bis Rigoulette unternommen und später von Bruder O'Hara wiederholt.

Mit dem letzteren Bruder, einem Irländer von Geburt, begann die amtliche Arbeit unter den Ansiedlern. Ihm war von der Missions=Direktion zugleich mit der officiell beginnenden Sommerthätigkeit unter den Fischerschoonern auch die Pflege der an der Küste zerstreuten Settlers übertragen worden. Er sollte zur Winterzeit, soviel thunlich, sie auf ihren Wohnplätzen aufsuchen, ihnen in ihren eigenen Häusern Gottes Wort und Unterricht bieten und namentlich sich der Osterbesucher in Privatseelsorge und ausdrücklich für sie gehaltenen englischen Gottesdiensten annehmen. Auf ihn folgte bald der oben erwähnte Bruder Rinderknecht und seit mehreren Jahren Bruder H. Ritter, die beide zu gründlicher Erlernung der Sprache sich vorher in England längere Zeit aufgehalten hatten.

In neuester Zeit ist in Rigoulette ein Prediger der englischen Kirche stationirt worden und in Folge dessen der Reisebezirk unsres Bruders enger beschränkt worden. Cap Webuck (oder Cap Harrison), halbwegs zwischen

Hoffenthal und Rigoulette, da wo südlich vom Allagaigai-Gebirge die Küste flacher wird, ist in brüderlicher Uebereinkunft als der Grenzpunkt des beiderseitigen Arbeitsfeldes nach Norden und Süden hin festgesetzt worden. Eine eigenthümliche Mittheilung hat bei dieser Gelegenheit eine alte Wittwe gemacht, die vor 50 Jahren in Rigoulette wohnte. Damals lebten zwei Methodistenprediger daselbst unter viel Hohn und Spott. Die Herzen waren hart und blieben hart. Man suchte den Boten des Herrn das Leben auf alle mögliche Weise zu verbittern. Endlich schieden sie und schüttelten den Staub von ihren Füßen über die Stätte, die des Herren Wort verachtete, — aber sie schieden mit der Weissagung, daß fortan für 50 Jahre das Wort des Herrn theuer sein werde an diesem Orte, und erst darnach wieder ein Geistlicher erscheinen solle. Fünfzig Jahre sind in der That vergangen, bis sich jetzt jener englische Prediger in Rigoulette niederließ.

6. Beschwerden auf der Fahrt — Mühsal in den Hütten.

Die Reisen zu den Settlers werden jetzt nur zur Winterzeit unternommen; frühere Versuche, auch die Sommermonate zu benutzen, sind bald als unzweckmäßig erkannt worden, auch ist ja grade dann der Hoffenthaler Bruder vollauf mit jenen Fischersleuten beschäftigt. Solche Reisen stellen allerdings an die Kraft des Missionars keine geringen Zumuthungen. Von Weg und Steg ist keine Rede, der Labradorwinter ist härter, als der unsre, — es sind keine Vergnügungsreisen.

Begleiten wir im Geist unsern Missionar auf seiner Fahrt.

Es ist Januar, 20, 25, wohl gar 30 Grad Reaumur kalt, aber der heftige Sturm der letzten Tage hat den Schnee fest gefegt, es ist gute Bahn nach dortigen Verhältnissen. Der Hundeschlitten, jenes niedrige, lange und schmale Gestell, das nothwendigste Erforderniß der Reise, ist gerüstet, ein Kasten ist hintenaufgebunden, außer Traktaten und heiligen Schriften den nöthigsten Proviant und Hundefutter für einige Tage enthaltend. Viel bedarf's nicht, denn der Missionar ist mit seinen leiblichen Bedürfnissen auf die Gastfreundschaft der Settlers angewiesen, so gut oder so schlecht er's eben bei ihnen trifft. Es sollen

die laufenden Kosten dieses Werkes, so viel irgend möglich, von ihnen selbst aufgebracht werden, sie sollen von vornherein das Wort der Schrift verstehen lernen: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth". Und sie thun nach Kräften je länger desto freudiger.*) Auf dem Schlitten liegt der Schlafsack aus Rennthier- und Seehundsfell gearbeitet, — Reisedecke und Bett zugleich. In ihn schlüpft der Reisende, selbst in Seehundspelz (die Haare nach außen) gehüllt, an den Füßen die Pelzstiefel und über ihnen wohl noch leichte Schuhe aus Hundefell, die auch in der Nacht angezogen werden. Die sonderbaren, zu Zeiten höchst nöthigen, und doch stets unbequemen Schneeschuhe sind nicht vergessen, ovale Rahmen 1½ zu 2 Fuß groß, in der Mitte durch eine Holzschiene verbunden und wie Rohrstuhlsitze mit Streifen von Rennthierleder ausgeflochten. Heulend harren, jeder an einem langen Riemen angeschirrt, die Hunde der Abfahrt. Ist das Glück gut, so sind's 8—10 an der Zahl. Seit die böse Seuche, die vor 10—12 Jahren in den ganzen nördlichen Regionen grassirte, auch in Labrador unter diesem dort so wichtigen Zugvieh aufgeräumt hat, muß sich der Missionar oft mit wenigen Hunden begnügen, ein paar Mal konnten nur 3—4 halb verhungerte Thiere aufgetrieben werden. Ein Eskimo mit langer kurzstieliger Peitsche ist bereit, als Begleiter und Führer des Schlittens bis zur nächsten Ansiedlerwohnung mitzugehen. Dort werden Führer und Hunde gewechselt, die Settlers selbst befördern den Missionar mit seinem Schlitten weiter von Haus zu Haus.

Die Reiserüstung ist fertig, und fort geht es hinaus in die kalte einsame Oede, fort, wenn irgend möglich auf

*) Die Unkosten der letzten Reise beliefen sich für den Missionar auf nur 10 Mark. Ueberdies wird von den Ansiedlern schon jetzt jährlich etwa 80 Mark Missionsbeitrag gezahlt.

dem Seeeis, über die gefrornen Meeresbuchten hinweg, fort, wenn's sein muß, auch auf dem Land über Thal und Hügel, dann aber sicherlich unter viel mehr Mühsal und Schwierigkeiten. Möglichst grade geht es dem Ziel zu, ziemlich schnell, wenn der Weg gut ist, und die Hunde frisch sind, etwa eine Meile in der Stunde. Kommt der Wind von hinten, so wird wohl gar eine Art von Segel aufgespannt zu beschleunigter Fahrt. — Sechs bis zehn Stunden und zuweilen länger dauert es, bis das nächste Ziel erreicht ist. Aber es geht einen Abhang hinunter, abschüssig und steil, die Hunde werden abgespannt, sausend fliegt der Schlitten hinab, von des Eskimo kundiger Hand gelenkt, leider nicht immer ohne ernstlichere Gefährdung; unten ist vielleicht im lockeren Schnee ein Felsblock verborgen, — so war's in der That vor ein paar Jahren der Fall, — in allen Fugen krachend stößt der Schlitten gegen den Fels, mit seinen Insassen stürzt er zur Seite, und nur der gnädigen Bewahrung Gottes war's damals zu danken, daß Niemand verletzt und nichts Wesentliches zerbrochen war, sonst hätte es mit der Weiterreise übel gestanden. — Ein anderes Mal wendet sich der Wind, er kommt von vorn, immer schauriger wird die Kälte, ein Sitzen auf dem Schlitten ist unmöglich, Eskimo und Missionar traben nebenher, um sich vor dem Erfrieren zu schützen, vor Augen und Mund legen sich Klumpen von Eis. Und dazu quält der Durst immer entsetzlicher, ein warmer Trunk ist nicht zu haben, Eis und Schnee wäre gefährlich zu kosten. So war's im letzten Winter auf einer Fahrt von früh 6 Uhr bis 5 Uhr Abends.

Weiterhin bricht sich vielleicht die Kälte, es tritt Thauwetter ein, die Hunde erziehen den Schlitten kaum, mit der guten Bahn ist's vorbei. Weiter geht's zu Fuß, die Schneeschuhe versagen in dem nassen Schnee den Dienst,

von außen bedrängt durch Sturm und Regen, von innen durchnäßt von Schweiß unter der Hülle der Pelzkleidung, geht die Reise langsam von Statten. Voran schreitet zuletzt der Eskimo unermüdlich mit einem Stück Fleisch in der Hand, um die hungernden und müden Thiere vorwärts zu locken.

Und noch schlimmer kann's kommen. Es geht über einen Meeresarm, das Eis zeigt sich morsch, knietief sinkt man ein, es ist Grundeis vorhanden, aber auch dem ist nicht zu trauen. Schlitten und Proviant sind bald durchnäßt, die eigene Kleidung trieft von kaltem Eiswasser, jeden Augenblick ist ein Versinken möglich, — aber Gottes schützende Hand führt endlich sicher auf festen Boden. So ging es dem Reisenden im vorigen Jahr auf der Kippokak-Bay.

Mühsam bahnt sich der Schlitten den Weg, wo es durch Fichtenwaldungen geht, der Schnee dort ist lockerer, auch wenn ihn kein Thauwetter aufgeweicht hat, die Hunde haben schwere Arbeit, man geht zu Fuß und ist noch dankbar, wenn die Schneeschuhe brauchbar sind, wenngleich sie öfters einen Fuß tief einsinken. Einsam und still ist's im besten Fall auf dem weiten, Meilen langen Wege, ringsum verschneite Flächen und Hügel oder weißgekleidete Fichtenwaldungen. So lang auch die Fahrt, man sieht und hört ringsum vielleicht nicht das geringste lebende Geschöpf, man ist allein in der Einöde. Kleine, den Rothkehlchen ähnliche Vögelchen, in einem Busch an der Kippokak-Bay waren die einzigen Wesen, die sich bei der einen Reise blicken ließen, das andre Mal war's ein einzelner Specht in den Waldungen bei Rigoulette.

Doch es winkt das Ziel, die Ansiedler-Wohnung. Dort findet der Reisende jedenfalls die erwünschte Unter-

kunft für die Nacht, wenn nicht, was hie und da geschieht, noch vorher in Eile ein Schneehaus gebaut, und drinnen vom Schlafsack umschlossen eine für den Europäer etwas zweifelhafte Nachtruhe gesucht werden muß.

Aber die Häuser der Settlers? Es sind auch keine Herbergen nach heimischem Muster. Es sind Blockhäuser, sehr verschieden, je nach dem Besitzstand des Eigenthümers. Einige wenige bieten einfachen Ansprüchen einen genügenden Comfort, so das des lieben Norwegers Tosten Anderson, eines der größten Ansiedler, 12 Meilen von Hoffenthal entfernt. Andre sind bei dem dortigen Klima kaum ausreichend zu nennen. Wenig einladend ist es, wenn in einem Raum von 10 zu 8 Fuß 13 Personen zusammengepfercht wohnen, schlimmer noch, wenn Nachts der Wind durch die mit Moos schlecht verstopften Fugen bläst, und der Reisende statt der Nachtruhe nur heftige Erkältung davonträgt. Die meisten Häuser bieten aber doch sichern Schutz gegen Wind und Wetter.

Tritt ein in ein solches Blockhaus, wie etwa die Mehrzahl sind. Die niedrige Thür vorn in der einen Ecke führt auf den schmalen, ungedielten Hausflur, einiges Brennholz lagert hier, und daneben sperrt noch den engen Raum die Meute der Zughunde, für gewöhnlich zwar feiger Natur, doch zu Zeiten bösartig und gefährlich. Jedenfalls dringt man nur mit tüchtigem Stock bewaffnet durch die Schaar, falls nicht der Hausherr Ruhe verschafft. Hier die Thür führt vom Hausgang in das Zimmer, den einzigen bewohnten Raum des kleinen Hauses, Küche und Wohnzimmer, Vorrathskammer und Schlafstube in Einem, oft für mehr als eine Familie. Abgetrennte Kammern für die Kinder finden sich erst jetzt allmählig in einzelnen Häusern. Ein eiserner Ofen zum Wärmen, Kochen und

Brodtbacken*), ein Tisch, eine Bank oder Lade, die als solche dienen muß, auch wohl roh behauene Holzklötze, in besseren Häusern einige Stühle, in geringeren auch jenes Wenige noch defect, — das ist das ganze Möblement. Bettstellen, wenn diese vorhanden, sind aus rohen Brettern kunstlos zusammengeschlagen, Decken und Felle daraufgebreitet. Eine Petroleumlampe findet sich fast durchgängig, nicht selten auch einfacher Schmuck an den Wänden, meist freilich nur uneingerahmte Holzschnitte aus illustrirten Zeitungen, oder bunt colorirt, etwa Wilhelm von Oranien, der Glaubensvertheidiger. Eins berührt heut angenehm, die große Sauberkeit in der Mehrzahl der Häuser, selbst der ärmlichen, und zwar je näher der Missionsstation, desto häufiger.

Freilich sucht der Bote des Friedens nicht äußern Comfort, sein Augenmerk sollen die Seelen sein, das Zeugniß von dem großen Sünderheiland soll er bringen, der auch für die Armen und Verkommenen da ist, und die dunkelste Kammer zu einer lichten Stätte der Gnade machen kann. Doch gilt es, sich hineinzudenken in all jene Nöthe und Beschwerden auf der Fahrt und in den Hütten, um einigermaßen zu verstehen, was für Anforderungen nach Leib und Seele an den besuchenden Missionar gestellt werden.

Und wie verschieden ist der Empfang! Heut freilich durchgängig anders als einst. Und doch auch jetzt nicht überall der gleiche.

Hier ist der Hausvater ein Krüppel, mühsam nur kann er das tägliche Brodt für sich und die Seinen schaffen, aber Stumpfheit ist seinem Angesicht aufgeprägt, für das Wort des Herrn hat er kein Ohr; öde ist's draußen, öde

*) Bei letzterem wird vielfach gesäuerter Reis oder Sprossen von grünen Bäumen statt Hefe verwandt.

ist's drinnen, öde in dem Herzen der armseligen Bewohner. Dort fand der Missionar Mann und Weib trunken, halbwüchsige und kleinere Kinder in leichtfertigstem Umgang miteinander, er mußte weiter ziehen. Dort wieder nächtigte er nothgedrungen in einer ärmlichen Hütte, unwillig nur ward er empfangen, finster, fast drohend blickte der Mann, so daß selbst Daniel, der begleitende Eskimo für gut fand, die ganze Nacht wachend zu verbringen. An jenem Haus langt der Missionar erschöpft und matt nach mühseliger Fahrt an, der Proviant ist ausgegangen, er bittet um Brodt gegen volle Bezahlung, aber der Settler bleibt hart, Brodt ist genügend vorhanden, den nöthigen Bissen reicht er wohl, soweit es im Augenblick unumgänglich ist, das fordert schon die allgemein übliche Sitte des Gastrechts, aber drüber hinaus kein Stück, ohne Proviant mag jener weiterziehen.

Doch, Gott sei Dank, so ist's nicht überall, vollends heut nicht nach der Arbeit eines Jahrzehnts. Meist begegnen dem Missionar freundliche Mienen, gastfrei wird er empfangen, ja oft mit wohlthuender Wärme aufgenommen. Das Herz desselben ward weit, als jener alte Settler mit Freudenthränen ihm entgegenrief: „Du bist der Mann, — Dank sei dem Herrn, — um den ich lange gebetet, daß ich einmal mit ihm mich über das Heil meiner Seele in meiner Muttersprache unterhalten könne!"

An einem zweiten Platz war's ein Sterbender, der sich freute, vor seinem Ende des Zuspruchs eines Mannes Gottes genießen zu können; er entschlief in Frieden, und der Missionar weilte noch mehrere Tage daselbst, half beim Begräbniß und tröstete die Hinterbliebenen. Ein andres Mal ist's eine Eskimofamilie, die gern wieder die „guten Worte" vernimmt, die sie einst reichlich auf der Station gehört hat.

Arbeitsvolle Stunden aber sind's stets, die des reisenden Bruders in der Settlerhütte warten, einen oder mehrere Tage lang, je nachdem es das Bedürfniß erheischt, oder die Zeit gestattet. Hie und da hält wohl Unwetter und Sturm länger zurück, als geplant war. Es sind Taufen und Trauungen zu verrichten, auch das heilige Abendmahl wird jetzt öfter gefeiert, Predigtgottesdienste werden gehalten, englisch oder eskimoisch, je nach der Nationalität der Leute. Nur eine kleine Zahl, wenn's hoch kommt, einige zwanzig Zuhörer sind versammelt, bald zerstreut, bald aufmerksam lauschend, zuweilen schon mehr angefaßt und von tieferem Verständniß, gar oft aber von sehr geringen religiösen Begriffen, so daß es schwer hält, das richtige verständliche Wort zu finden. Ja oftmals fehlt es geradezu an der Kenntniß der nöthigen englischen Worte. So reichlich ihr Sprachschatz mit allen Worten versehen ist, die Jagd und Fischerei betreffen, so überraschend zahlreich sind oft die Lücken in Hinsicht aller geistlichen Ausdrücke. Da gilt es herabzusteigen zu den Armen; je einfacher die Predigt, desto besser; — und das will gelernt sein.

Daneben gehen seelsorgerische Gespräche mit den Einzelnen her und die übrige Zeit wird mit der Jugend, vielleicht auch mit den Alten verbracht in der Kunst des Lesenlernens. Neuerdings hat auch Schreibunterricht begonnen.

Und der Herr läßt es nicht an einzelnen, herzerfreuenden, sichtlichen Beweisen dafür fehlen, daß heut noch sein Wort die Kraft hat, Seelen zu zerschlagen und zu heilen, Felsen zu zerschmettern und die Gedemüthigten aufzurichten. Davon im folgenden Abschnitt einige Beispiele.

7. Mein Wort soll nicht leer zurückkommen.

Im Norden, auf Zoar zu, wohnte eine tief herabgekommene Familie, der Mann von englischer Abkunft, die Frau ein Eskimoweib. Keine Bibel, kein Gesangbuch ist im Haus, schmutzig und verfallen ist die Hütte, gleichgültig und kalt die Herzen. Hier wird eines Abends die freundliche Einladung Matth. 11, 28 ausgelegt: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Aber heut scheinen trotz alles äußeren Jammers keine Armen und Elenden vorhanden zu sein, die der Erquickung bedürfen. Der Missionar muß weiter ziehen. War's wieder einmal eine vergebliche Predigt? Es schien so. Doch nein! Monate sind vergangen, da erscheint der Mann in Hoffenthal und erzählt dem Bruder: Früher habe er nichts von Gott gewußt, erst Boas, der Verwandte seiner Frau, habe ihm (dem Christen!) gesagt, was er von Jesu wisse. Dann klagt er sich großer Sünden an und fragt mit bewegtem Herzen, ob ihm die noch vergeben werden könnten? Siehe, da war jene Abendpredigt doch nicht vergeblich gewesen, sie hatte gewirkt, langsam aber sicher. Jetzt wohnt der Mann weit im Süden, kam aber auf einem kleinen Schooner vor zwei Jahren mit seiner Familie und seinen Eltern bei Hoffenthal vorüber und besuchte den Missionar.

In der Nähe von Kap Webuck wohnte ein anderer Settler, sein Vater ein Engländer, die Mutter Eskimo, eine bejammernswerthe Gestalt. Als Kind hat er beim Spiel mit seinem Bruder einen Fall gethan und Bein und Hüfte dergestalt verrenkt, daß er nur noch mit Hülfe einer Hand und eines Fußes sich von der Stelle bewegen kann. Er war arm aber fleißig und brachte Frau (Halb-Eskimo) und Kind ehrlich durch. Leider war sein Herz kalt, Trauung und Taufe für sein Kind suchte er nicht; Reisende, die bei ihm einkehren mußten, schilderten ihn als „halben Heiden". Reichlich drei Jahre sind es her, da trat endlich der Missionar auch in diese Hütte. Welch ein Anblick! Das einzige Zimmer von drei Familien bewohnt, die eine Ecke hat jener Settler inne, die beiden andern eine zweite und dritte Familie, in der vierten ist der Holzvorrath aufgestapelt. Der müde und hungrige Bruder findet wenig Erquickung, eine Kaffeeschaale wird ihm als Waschbecken geboten, Brodt ist nicht vorhanden, die eine Familie hat buchstäblich nichts, ihr Haupt ist fast mehr als träge und verkommen, die andre bäckt eben das letzte Mehl, nur unser Settler hat noch Vorrath davon; mit Mehl und Wasser zusammengerührte, auf dem Ofen gedörrte Brödtchen werden dem Missionar angeboten. Aber finster sind die Blicke, die Kinder barfuß, scheu auf den Fremdling blickend, kalt und ungemüthlich ist's im Zimmer, das Dach durchlöchert; am Ofen fand sich noch einiger Platz, Johannes, der Fuhrmann feuerte die ganze Nacht und klagte am Morgen über Kälte. Aber das freundliche Wort und der Zuspruch des Bruders bricht allmählig das Eis, man wird zutraulicher und drängt ihm sogar beim Abschied von jenen Brödtchen auf, damit er nicht nur von hartem Schiffszwieback leben müsse. Zwei Jahre sind vergangen, da kann der Missionar abermals an dieser Hütte anklopfen. Der

erste Besuch hat in der Stille nachgewirkt. Freundliche Gesichter empfangen ihn, jener Settler ist abwesend, aber seine Frau bittet dringend um Taufe ihres Kindes, mit noch zwei andern empfängt es das heilige Sacrament. Manches Wort ist geredet mit den armen Leuten. Der Bruder muß fort, aber nicht weit ist er, da kommt der lahme Settler mit Frau und Kind nachgefahren und bittet flehentlich um Trauung und Aufnahme in die Hoffenthaler Gemeine. Noch einmal kehrt der Missionar um, auf einer Kiste nimmt er Platz, ihm gegenüber auf einer zweiten das Ehepaar, das den Segen des Herrn empfangen soll. Draußen tobt der inzwischen entstandene Sturm, aber drinnen in der Hütte spürt man das stille Wehen des Geistes des Herrn. Und was heut noch weiter geredet und gebetet worden, das hat Eingang gefunden in dem Herzen des Settlers und seiner Frau. „Ich weiß gar nicht, was mit mit dem N. N. vorgegangen,“ äußert vier Wochen später ein Nachbar desselben zu unserm Bruder, „der hält jetzt Familienandacht in seinem Hause!“ Das war erfreuende Kunde. Und jetzt ist er zu Ostern dieses Jahres gar die mehr als 12 Meilen trotz seiner Gebrechlichkeit nach Hoffenthal gekommen und mit seiner Frau Abendmahlscandidat geworden. Der Herr führe auch ferner sein Werk in ihm gnädiglich hinaus.

Jammervoll sah es aus in einer andern Hütte an der Kippokak-Bay. Dort wohnte in den kummervollsten Verhältnissen, oft am Verhungern, mit einer zahlreichen Kinderschaar gesegnet, eine arme Familie. Das Haupt derselben, der Settler lahm, an einer Krücke gehend, leider in allerlei Sünden tief versunken, innerlich taub, ja sichtlich von bitterem Haß gegen das Wort Gottes erfüllt. Zwei Jahre hintereinander hatte hier der Missionar besucht, beide Male war jener zeitig davongefahren, um nur nichts

mit anhören zu müssen. Im dritten Jahr ist er weiter ostwärts gezogen, von Hunger getrieben, um in Eilick, wo mehrere Familien an der Küste beisammen wohnen, bei mitleidigen Seelen Hülfe zu finden. Auch hierher kommt unser Bruder auf seiner Reise. Es wiederholt sich zum dritten Mal dasselbe Spiel. Aber des Settlers Geschäfte führen ihn schneller nach Haus zurück, als er gehofft, der Missionar hat länger zu thun gehabt und weilt noch hier. Ists Scham? Ists Neugier? Der Settler erscheint mit Frau und Kind in der Versammlung im Nachbarhaus. Auch in einer zweiten ist er anwesend. Aber kaum ist sie geschlossen, so fängt er an zu fluchen und zu zanken, immer lauter und heftiger, er schilt auf die Missionare, die sich in Alles hineinmischen, führt kommunistische Reden von Gütergemeinschaft, die Besitzenden sollten vor Allem mit den Armen theilen; — es bleibt nichts übrig, als den erhitzten und aufgeregten Mann austoben zu lassen. Nach der Menschen Urtheil war's ein unverbesserlicher Feind des Evangeliums. Nur mit betrübtem Blick konnte man ihn anschauen. Aber des Herrn Arbeit an den Seelen beginnt oft zu einer Stunde, wo wir es am wenigsten meinen. Solch ein Sturm ist bisweilen gleich dem letzten Wüthen des weichenden Winters, der Lenz ist schon vor der Thür. So bei jenem Settler. Menschenaugen verborgen ist ein Haken in seinem Herzen sitzen geblieben, den er nimmer los werden kann. Wunderbar! Als Ostern naht, da duldet's ihn nicht in Eilick, er muß nach Hoffenthal. Und er ist still geworden. Was er hört, sind nicht lauter süße Worte, er hört auch von Sünde und Schuld, von Gericht und Verdammniß, — aber es geht ihm durchs Herz. Wie es gekommen, das weiß Gott allein, aber in der Stille hat des Herrn Geist mit ihm geredet, und er hat nicht mehr schelten können,

er hat gelauscht wie ein gedemüthigter Sünder. Dreimal besuchte er den Missionar, um allein mit ihm zu reden und sein Herz auszuschütten. „Und jetzt,“ schreibt unser Bruder, „betrachte ich ihn als gerettet, wenn auch sein Glaubensleben noch schwach ist.“ Fröhlich zog der Mann von dannen. „So hatt' ich's nicht erwartet,“ spricht er zu Andern, „ich werde wiederkommen und meine Familie soll nicht zu Haus bleiben!“

Eine andre herzstärkende Erfahrung. Es ist Ostern 1877, da kommt ein Mann von jenseit der Allagaigai-Berge, 19 Meilen von Hoffenthal entfernt, allein dahergezogen, tritt bei dem Missionar ein und spricht: „I feel so lonely at home, I do not know what to do, we all feel so lonely!“ (Ich fühle mich so verlassen daheim, ich weiß nicht, was ich thun soll, wir Alle fühlen uns so verlassen.) „Meine Brüder und Schwestern und wir Alle erwarteten dich zu sehen!“ Wegen Erkrankung hatte jener in dem Jahr nicht so weit vordringen können. Unser Bruder redet freundlich mit ihm, aber es ist, als habe der Mann etwas Besonderes, was er nicht zu sagen wage. „Willst du vielleicht gern Abendmahlsgenosse werden?“ „Ach nein!“ bricht er endlich heraus, „das ist's wohl nicht, ich möchte nur selig sein, und ich komme, um dich zu bitten, daß du mir sagst, was ich da thun soll?“ Nun, das ist eine selige Frage, die auch in der Mission nicht alle Tage vorkommt, und die Antwort, die der Kerkermeister erhielt, ward auch ihm zu Theil und des Weiteren ausgelegt. Der Mann ging still von dannen. In den Versammlungen jener Woche lauschte er mit aufmerksamem Herzen. Dann zog er seine Straße heim. Später aber kam ein Brief, in dem stand: „Am Charfreitag bei Euch, da ward's besser mit mir, da fand ich Frieden!“ Der Herr führe ihn weiter in die Tiefe!

Noch ein Beispiel von den Wunderwegen des Herrn. Dort an der Kippokak-Bay, wie oben erzählt, reichte jener Settler dem müden und hungernden Missionar mit finsterm Gesicht nur das Nöthigste an Brodt und ließ ihn ohne Proviant trotz angebotener Bezahlung ziehen. Das war geschehen in den ersten Monaten des Jahres 1876. Hat der Mann sich geschlagen gefühlt in seinem Herzen ob seiner Härte? Wohl kaum. Und wär's der Fall gewesen, so hat's die Absolution des Beichtvaters gut gemacht. Er ist Katholik, und inzwischen ist ein Jesuit bei ihm gewesen. Aber der Frieden fehlte im Herzen des verdüsterten Settler. Da geht kurz vor Weihnachten desselben Jahres sein 17jähriger Sohn an die nahe Eiskante, um dort eine Krebsart zu angeln. Er kam nicht wieder. Als man ihn sucht, zeigt die Flinte am Ufer, ein Handschuh dabei, das Eis am Rande mit Blut geröthet, was geschehen ist. Er war in das 12 Faden tiefe Wasser gefallen, hatte sich krampfhaft an der Eiskante hingearbeitet, bis die Hände sie blutig färbten, und war versunken. Nach 40 Stunden harter Arbeit zog man mit großen Angelhaken die Leiche aus der Tiefe. Tief schnitt es dem armen Vater ins Herz, er versank in tiefe Traurigkeit. Und doch ist seine Stunde noch nicht gekommen. Aber eine andere Seele hat sich erschüttern lassen bis tief ins Mark hinein, der ältere, schon verheirathete Bruder des Gestorbenen. Als Ostern kommt, pilgert er ganz allein den weiten Weg nach Hoffenthal und steht vor dem Missionar. „So bald werde ich den Anblick des von Furcht und Verzweiflung durchbebten jungen Mannes nicht vergessen," schreibt unser Bruder. Unter bitterem Schluchzen erzählte er, was geschehen, und fuhr dann fort: „Und wir wissen nicht, ob Alexander selig ist? Niemand kann uns das sagen! Wir haben seit zwei Jahren und länger nicht nach Gott gefragt!" Jener sucht ihn

zu trösten, weist ihn darauf hin, wie der Herr in der ernsten Begebenheit vor Allem seine eigne Seele gesucht habe und sie retten wolle vom ewigen Tode. „Ja, sagt der Mann, ich fürchte mich auch so vor dem Tode, ich kann sterben im Boot, oder sonstwo, bald, was soll ich nur machen?“ Der einfache Weg zur Seligkeit wird ihm verkündet, von dem Blute geredet, das auch die Gottlosen gerecht macht. Aber noch wollte nichts haften. Angstvoll erwidert er: „Deine Worte verstehe ich wohl, als Worte, aber mein Herz ist wie Stein, es kann nichts eindringen, es ist, als wäre Jemand da, der sie gleich wegnähme, und mir alles Verstehen raubte!“ Da graute dem Bruder, er hatte eine Seele vor sich, die der Fürst der Finsterniß festhielt und sich nicht rauben lassen wollte. Er kniet nieder mit dem Geängsteten und ruft zu dem um Hilfe, der auch die stärksten Fesseln mit seiner Allmachtshand zu zerreißen im Stande ist. Und als sie sich erhoben vom Gebet, und ihm nochmals Zeugniß gethan wird von dem Heil, das auch für die Verworfensten vorhanden ist, da war die Zunge des Armen gelöst von ihren Banden, er konnte freier reden und hub an seine Sünden zu bekennen ohne Rückhalt. Still ging er hinaus. Er feierte die Passionswoche mit, und als er acht Tage später Abschied nehmen kam, da sagte er fröhlich zu dem Missionar: „Nun kann ich nach Hause gehen mit Frieden im Herzen! Gott sei Dank! Nun will ich den Meinen erzählen, was ich von dir und in der Kirche gehört habe, damit auch sie Frieden finden!“ Drei Wochen später schrieb er getröstet, er habe noch Frieden und hoffe, daß ihm der Herr weiter helfen werde. Im Jahr darauf konnte berichtet werden, daß er innerlich gewachsen sei im Glauben und obwohl äußerlich arm, doch fröhlich seinen Weg weiter pilgere. Jetzt ist er mit seiner Frau Abendmahlsgenosse geworden. Und der

Vater? Im Jahr 1879 besuchte ihn unser Bruder abermals, aber mit schwerem Herzen, der Alte war so gar sehr verdüstert, jenem ward es schwer das rechte Wort zu finden. Er fürchtete, wohl nicht mit Unrecht, daß der Einfluß des Jesuiten den Mann verwirrt habe. So gut es aber ging, zeugte er besonders von der Rechtfertigung durch den Glauben und schloß mit einer herzlichen Einladung zum Freund der Sünder. — Noch ist des Herrn Arbeit an ihm nicht zum Ziel gelangt, aber im letzten Winter erzählte seine Schwiegertochter dem Missionar, sie könne gar nicht sagen, was seit jenem letzten Besuch mit dem Vater vorgegangen sei, er sei immer so häßlich gegen seine Familie gewesen, und bald darnach habe er sich so sehr gebessert, er habe auch davon geredet nach Hoffenthal zu gehen. Noch ist's nicht geschehen, doch war er bei dem jüngsten Besuch still und in sich gekehrt. Wir hoffen, daß auch er noch ein ganzes Eigenthum des Herrn Jesu werden wird. Der arme Mann hat manche Fessel mehr zu zersprengen als Andere, und seine Confession steht ihm hindernd im Wege. Willst du mit seufzen helfen für ihn, der du dies liesest?

Das sind einzelne Züge von der Arbeit des Geistes Gottes an den Seelen, die laut davon Zeugniß geben, daß auch über diesen Elenden an der Labradorküste die Verheißung sich erfüllt hat: „Mein Wort soll nicht leer zurückkommen!" Und wie muß das Herz des Missionars, der ihnen die selige Botschaft verkünden durfte, nach aller Mühsal gestärkt und aufgerichtet werden, wenn er einen Brief erhält wie den folgenden, der in möglichst genauer Uebersetzung mitgetheilt werden soll. Er stammt von einem armen am Krebs leidenden und seinem Ende rasch entgegengehenden Settler, und ist von ihm, da er selbst nicht schreiben kann, einer besuchenden Ansiedlerfrau Satz für Satz diktirt worden. Vom Januar 1880 ist er datirt:

My dear Friend!

Ich schreibe dir dieses, und hoffe, es wird dich wohl finden. Ich bin sehr krank und habe viele Schmerzen zu leiden. Ich komme näher und näher der Welt der Liebe, wo aller Schmerz wird vorüber sein, und Alles wird neu sein. Ich bin hier allein, aber ich bin nicht allein, sondern habe süße Gemeinschaft mit meinem Vater im Himmel, der meine Sprache versteht. Lieber Bruder, ich kann nicht vergessen die glückliche Zeit, die wir hier miteinander verbracht haben, denn es ist Himmel auf Erden, wenn Brüder in Christi Liebe zusammenkommen. Ich habe viel deiner gedacht, seitdem ich hörte, du wärest mir so nahe gewesen, und ich habe dich nicht gesehen (unser Bruder konnte damals nur bis 5 Meilen Entfernung vordringen und mußte nothgedrungen umkehren). Ach, wenn ich dich nicht mehr sehe in dieser Welt, dann doch droben. Ach, wie gern ich dich sähe. Gott der Herr vergelte dir tausendfach, wenn die Arbeit auf Erden gethan sein wird, in der Welt der Geister. Ich glaube es, denn er hat gesagt: So Jemand nur einen Becher kalten Wassers giebt in eines Jüngers Namen, soll er in keiner Weise der Vergeltung ermangeln. Lieber Bruder, dein Kämpfen unter Christi Fahne wird bald bekommen die Krone der Ehre für all deine Arbeit. Ich fechte auch in derselben Compagnie, und wir werden siegen, so wir nicht zurückfallen. Zurückkehren ist Tod, vorwärts ist Leben. Ich finde großen Trost im Lesen des Johannes-Evangeliums, denn er hat gesagt: Wer an mich glaubet und höret meine Worte, der ist schon vom Tod zum Leben hindurchgedrungen und hat das ewige Leben. Lebe wohl, lieber Bruder, grüße auch die andern Brüder und Schwestern von mir. Ich verbleibe dein N. N.

Und es sind in den letzten Jahren noch mehr der Seelen geworden, die nach dem Herrn fragen, und die durch ihren Wandel beweisen, daß das Alte vergangen ist, und das Licht in den Herzen immer heller aufleuchtet. Sieh vor Allem in das Haus jenes lieben Settlers hinein, der nicht nur selbst ein aufrichtiger Jünger des Herrn geworden ist, sondern auch Andern nach Kräften Zeugniß gibt von dem Heil in Christo. Er hält fleißig Hausgottesdienste, an denen im Sommer gelegentlich Schoonerleute theilnehmen, das Werk der Mission sucht er in jeder Weise zu fördern, bringt auch fleißig Beiträge für dieselbe, — das eine Mal 40 Mark —, und seinem ganzen Hause sieht man den Segen des Herrn an. Einen seiner Knaben hoffen unsre Brüder einmal als Evangelisten unter den Settlers arbeiten zu sehen.

Komm mit in das Haus jenes Ansiedlers, eines Franzosen und einer Indianerin Sohn, du wirst nicht nur eine nette Wohnung, sondern auch einfältige und demüthige Christen drinnen finden. Jener andre Settler dient der Mission mit großer Treue als Handelsagent. Auch unter den Nachkommen der ersten Vier, die als verlorne Söhne an diese Küste kamen, findest du heut wahres und ächtes Christenthum. Es ist als wäre in der jüngsten Zeit eine besondere Gnadenarbeit des Herrn unter diesen Leuten angegangen, der man mit inniger Freude, wenn auch mit Zittern, zuschaut. „Denken Sie nicht auch," sagte eine Settlerfrau im letzten Winter, „daß sich unsre Bucht ganz verändert hat? Wie wir doch früher lebten in Zank und Streit, und jetzt ist das doch ganz anders!"

Ja, das ist ein Wunder vor unsern Augen, und vom Herrn geschehen, der den oft in Schwachheit und Armuth ausgestreuten Samen mit der Kraft seines Geistes befruchtet hat. Er wehre in Gnaden den Anläufen des

Feindes, der in Segenszeiten seine feurigen Pfeile am eifrigsten zu senden bereit ist.

Die Settlers schließen sich eng an die Hoffenthaler Missionsgemeine an, in wachsender Zahl haben sie sich förmlich in dieselbe aufnehmen und ihr zuzählen lassen. Die letzte Nachricht nennt 146 Personen (darunter 54 Kinder unter 13 Jahren) als feste Kirchenglieder von Hoffenthal, d. h. den größeren Theil der bis Kap Webuck hin wohnenden Ansiedler.

Ihre geistliche Bedienung und Pflege bleibt freilich schwer, zumal abgesehen von den erwähnten jährlichen einmaligen Besuchen leider auch das sonst in civilisirten Ländern mögliche Band des brieflichen Verkehrs bei dem Mangel jeglicher Posteinrichtung sehr erschwert wird. Trotzdem wird gethan, was möglich ist, und eine immer mehr zunehmende Correspondenz durch gelegentliche Besucher oder Hundeschlitten befördert und unterhalten.

Um so größere Festzeiten sind dann jene Tage, wenn die Settler mit ihren Schlitten in Hoffenthal erscheinen, um Charwoche und Ostern zu feiern. Oft kommt die ganze Familie. Mit dem nöthigen Proviant und mit Decken zur Nacht sind sie selbst versehen, bei der großen Zahl der Gäste würde es sonst bald am Nöthigsten fehlen. Je günstiger das Wetter, desto zahlreicher natürlich der Besuch, zwischen 70 und 80 Personen kommen aber wohl auch bei ungünstiger Witterung. In diesem Jahr war die Zahl auf die noch nie dagewesene Höhe von 98 Köpfen gestiegen. Im sogenannten „Süderviertel" stehen 4 Blockhäuser beisammen, eins besonders von der Mission für diesen Zweck erbaut, 3 andre Eigenthum von auswärts wohnenden Settlers. Hier wird's lebendig in diesen Tagen; was nicht Platz findet, sucht Unterkommen bei den gastfreien Eskimo. Für den Missionar ist's natürlich eine arbeitsvolle und

sehr besetzte Zeit, in der es oft schwer ist, allen Einzelnen mit ihren Anliegen zu genügen. Neben den gottesdienstlichen Versammlungen für die Eskimo werden dann Predigten, Taufen und die Feier des Abendmahls in englischer Sprache für diese Gäste gehalten. Doch sind's Tage, in denen sich der Herr noch immer mit seinem Segen, und oft in ergreifender Weise, zu seinem Wort bekannt hat. Auch unter schweren Umständen hat er durchgeholfen. Es war zu Ostern 1879, unser Bruder war von der Reise zurückgekehrt, die grassirende eiternde Gesichtsrose hatte ihn ergriffen, seine Frau genas im Anfang der Woche eines Kindleins und war dem Tode nah. Aber die 82 hungernden Seelen durften nicht ungespeist bleiben. Es mußte gehen, — und es ging. Mit verbundenem Gesicht wurden die ersten Amtshandlungen verrichtet; da legte sich plötzlich die Geschwulst im Gesicht und trat in den Arm. Die Osterpredigt konnte wieder ohne Kopftuch gehalten werden.

8. Saat auf Hoffnung.

In jeder Mission ist bald die heranwachsende Jugend ein Hauptaugenmerk, sie ist die Hoffnung der Zukunft. Freilich vererbt sich der Glaube draußen so wenig wie daheim, und trotz aller Pflege des jungen Geschlechts ist oftmals die Klage nur zu gegründet, daß mit den Alten aus der Zeit des Anfangs auch die Wärme der ersten Liebe geschwunden, und Lauheit und Gleichgültigkeit an ihre Stelle getreten ist. Wo aber der Herr eine Gemeine zusammenruft, da legt er ihr auch die Pflege der Lämmer auf das Gewissen. Sie säet auf Hoffnung, der Herr ist's, der das Gedeihen gibt. Weiß sie es, daß auch diese jungen Seelen erst im Kampf des Lebens das Glauben selber recht lernen müssen, weiß sie es, daß manche schöne Blüthe keine Frucht zeitigen wird, mit um so größerem Ernst wartet sie dann dieses Amts. Darum sammelt sie die getauften Kinder in der christlichen Schule.

Das ist nun freilich eine leichte Sache in einer geordneten, mehr oder weniger geschlossen wohnenden Gemeine. Wie aber dort an der Labradorküste, wo Familie für Familie Meilen weit getrennt lebt? wo auch vor der Hand bei den eigenthümlichen Nahrungsverhältnissen eine Aenderung nicht zu hoffen ist? Es ist kein Wunder, daß nur von schwachen ersten Anfängen berichtet werden kann.

Doch hat man gesäet auf Hoffnung und die Schwierigkeiten zu überwinden gesucht, so gut es ging.

Es ist schon erwähnt, daß auf jenen Besuchsreisen unser Bruder, so weit die Zeit reichte, auch der Kinder in den Settler-Häusern sich annahm. Freilich es galt klein zu beginnen mit dem englischen ABC-Buch in der Hand, einige Liederverse und Sprüche wurden gelernt, biblische Geschichten erzählt, dann nahte nur allzuschnell die Stunde der Abreise, und das Wenige, was in der kurzen Zeit begonnen, mußten die Eltern fortsetzen, wenn sie's im Stande waren. Vieles ging verloren; es mußte mehr geschehen.

So sammelten sich denn zu Anfang des Jahres 1879 im Hause des Norwegers T. Anderson, in der Nähe der Allagaigai-Berge, 7 Kinder um den Missionar, um wenigstens auf einige Wochen geordneten Schulunterricht zu erhalten. Der Eifer war groß, aber das Schulmaterial gering. Bibel, Gesangbuch, Buchstabirbuch war wohl vorhanden, auch pro Kind ein halber Bogen Papier, 1 Schieferstift von 1 Zoll Länge, einige Stahlfedern in Vogelfedern gesteckt, aber die Tinte fehlte. Da bringt Anderson eines Tages mit strahlendem Angesicht ein Päckchen Tintenpulver „als vom lieben Gott". Woher? wußte Niemand, von unbekannter Hand geschenkt, langte es zu glücklicher Stunde an. Auch Schreibhefte kamen später noch von Hoffenthal her zurecht. So ward denn von früh bis spät geschulmeistert und das Resultat war ein sehr erfreuliches. Die Eltern übten weiter, und es liefen darnach Briefe von solchen ein, die vorher nicht hatten schreiben können. Was im Uebrigen in den Wochen in die Herzen der Kinder an lebendigem Samen vom Worte des Lebens ausgestreut ist, das läßt sich nicht einzeln erzählen.

Inzwischen blieb man bei diesem ersten Versuch nicht stehen, und es wurde beschlossen, den mehrfach geäußerten Wünschen der Settlers entsprechend in dem letzten Winter einen ersten Anfang mit einer Schule in Hoffenthal selbst zu machen. Einige Gaben von Freundeshand aus Deutschland und der Schweiz halfen das Lokal — jenes obengenannte Blockhaus der Mission im Süderviertel — schulmäßig einrichten und allerlei Material herbeischaffen, auch eine Wandtafel und Karte von Palästina, selbst eine Wanduhr waren angekommen, für Bänke und Tische und einiges Andere sorgten die Ansiedler mit großer Freude. So war Alles bereit, etwa 20 Kinder waren angemeldet. Am 1. März sollte die Schule beginnen, so daß die Kinder nach reichlich dreiwöchentlichem Aufenthalt mit den vom Osterbesuch nach Haus fahrenden Settlers zurückkehren konnten. Freilich eine kurze Zeit des Unterrichts! Aber die Eltern müssen größtentheils selbst mitkommen und für ihren und der Kinder Unterhalt sorgen, da zieht die Armuth Grenzen. Es galt ja auch zunächst nur einen Versuch zu machen. Wie hinderlich freilich Wind und Wetter in jenem Lande, und wie leicht ungeahnte Hindernisse eintreten können, das zeigte sich sofort. Der 29. Februar kam und fröhlich konnten die 8 Kinder begrüßt werden, die von Norden her angesagt waren, leider war ein Mädchen krank und lag 8 Tage lang unter viel Schmerzen zu Bett. Ein plötzlicher Schneesturm hatte die eine Familie überfallen, mit Noth und Mühe hatten sie eine elende, zerfallene Hütte erreicht und dort ohne Feuer die Nacht verbringen müssen. In Folge davon war jenes Kind erkrankt. Aber von Süden her kein Schlitten! Alles Ausschauen umsonst. Man fing mit den sieben an, die gesund angelangt waren. Es verging eine Woche, — immer noch kein Schlitten! Es ist Singschule, Ludolph, ein Eskimo spielt, Bruder Ritter

dirigirt, und die Kinder singen, so gut es gehen will: Christians awake und Silent night, — da mit einem Male lauter Jubel: „Die Süderländer kommen!“ Und sie kamen. Alles stürzt hinaus. Aber leider, T. Anderson kommt allein mit Samuel, seinem ältesten Sohn und 3 Kindern. In den andern Familien herrscht Krankheit, sie können nicht kommen. Auch er war krank gewesen sammt seiner Frau und Samuel, er hatte selbst gezweifelt, ob er kommen würde. Aber die Kinder hatten keine Ruhe gelassen: „Nun ist die Schule in Hoffenthal angegangen, und wir werden doch nicht gehen können! Ach, lieber Vater, geht's noch nicht?“ So hatte er sich, kaum genesen, auf den Weg gemacht, war den einen Tag 5, den andern 7 Meilen durch Wind und Wetter gefahren und glücklich angelangt. Jetzt waren denn doch wenigstens 11 Kinder beisammen und zwar aufmerksame und fleißige Schüler. Es wurde tüchtig gearbeitet, des Tages biblische Geschichte und Gesang, Rechnen, Schreiben, Lesen, auch etwas Geographie. Abends nähten und strickten die Mädchen bei Schwester Ritter, wozu das nöthigste Material aus Deutschland gekommen war, und die Knaben übten weiter in der Kunst des Rechnens. Die Wiederholung am Schluß der 3 Wochen zeigte sichtlich, daß mit großem Fleiße gelernt worden, und der Unterricht nicht vergeblich gewesen war. Mit herzlichem Dank schieden die Kinder von ihrem Lehrer, und was in und außer der Schule in freiem Verkehr mit ihnen geredet worden, das wird — geb's Gott — auch in ihren Herzen nicht verloren sein!

Klein und gering war der Anfang, und doch war der Versuch geglückt. Mit des Herrn Hilfe werden sich ferner Mittel und Wege finden, um das Werk fortzusetzen und zu erweitern.

So schauen denn unsre Missionare in Labrador auf diese ganze Thätigkeit unter den Ansiedlern wie unter jenen besuchenden Seeleuten als auf ein zwar vielfach mühsames, aber gesegnetes Arbeitsfeld, das namentlich unter den Settlers, je mehr die weiße Bevölkerung zunimmt, eine noch weitere Fortentwickelung erwarten läßt. Noch zehn Jahr weiter, so hat die Physiognomie der dortigen Küste sich vielleicht schon bedeutend geändert, die Eskimo zusammengeschmolzen, die Ansiedler vermehrt. Um so wichtiger, daß die Mission schon heut unter den letzteren durch Gottes Gnade einen solchen Eingang gefunden hat.

Der Herr segne das Werk, er stärke die Hände der Arbeiter und lasse auch auf die alternden Eskimogemeinen einen Segen daraus zurückfließen.

Was aber bisher geschehen durfte, davon diese Blätter ein Bild zu entwerfen suchten, — das ist ein lebendiger Beweis dafür, wie die heimische Kirche Segen in mancherlei Art erndtet für ihre eignen Kinder durch den Dienst der Heidenmission. Und wie hier, so geschieht's ähnlich, wenn auch nicht überall in gleichem Maßstab, auf allen Missionsgebieten. Wie viel Verlassene getröstet, wie viel Verkommene aufgerichtet, wie viel Kinder der Heimath gespeist und getränkt worden sind, wie viel verlorne Söhne sich auch haben finden lassen, durch den Dienst unsrer Arbeiter im Heidenlande draußen, durch die Segensströme, die ausgingen von den „Gemeinen aus den Heiden" — das wird erst recht offenbar werden dermaleins vor dem Throne des Lamm's!

Druck von Hermann Ender in Rothenburg O.-L.

ESK 64

#26902308